

Ich glaube, hilf meinem Unglauben –

Predigt gehalten am 5.1.2020 (Mk 9,22ff)

von Patrick Siegfried, Pfarrer (*Es gilt das gesprochene Wort*)

Angespannt sitze ich im Wartezimmer eines Arztes. Ich hoffe auf ein gutes Ergebnis nach der überstandenen Untersuchung. Ich fühle mich unwohl, hilflos. Habe Angst. Einige Menschen aus meinem Bekanntenkreis erfuhren schon schwere Diagnosen – warum sollte ich das nicht erleben?

Da erinnere ich mich an den Satz, der nun die neue Jahreslosung ist. „*Ich glaube; hilf meinem Unglauben!*“ Genau das spielt sich gerade in mir ab: „*Ich glaube!*“ – Ja, ich weiß mich in Gottes Hand. Ja, **IHM** vertraue ich. Ja, **IHM** ist nichts unmöglich! Er ist mein Lebensgrund – haben wir gerade eben gesungen. Gleichzeitig rumoren in mir Gedanken wie: Kümmert Gott mein kleines Leben überhaupt? Warum bin ich nur so unruhig und besorgt? Wo bleibt mein Gottvertrauen? Wenn es darauf ankommt, verliere ich den Boden unter den Füßen. Dabei habe ich doch schon so oft Gottes Nähe und Hilfe erlebt ...

Ähnlich erging es den Menschen, die mit Jesus unterwegs waren. Ein verzweifelter Vater kommt mit seinem kranken Sohn zu Jesus. Tag für Tag das Bangen um das Leben seines Sohnes. Die Sorge, was als Nächstes kommt. Er kann nicht mehr. Hat vieles ausprobiert. Wurde enttäuscht und setzt jetzt auf Jesus. Die ganze Verzweiflung wird deutlich in seinem Ausschrei: ‚*Ich glaube, hilf meinem Unglauben!*‘ Ich möchte in den nächsten Minuten diese Begegnung zwischen dem Vater und Jesus näher kennen lernen.

Interessant wie hier einer offen und persönlich vom Glauben redet. Sein Glauben ist „Leben auf der Grenze“ (Paul Tillich). Auf der Grenze zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Vertrauen und Zweifel, zwischen Tag und Nacht. Es ist schon irgendwie irritierend, wie hier zwei Dinge nebeneinanderstehen, die auf den ersten Blick nicht wirklich zusammenpassen: Glaube und Unglaube. Wie für die St.Galler unverständlich ist, dass die Zürcher die Bratwurst mit Senf essen. Das geht doch gar nicht. Nur geht es hier nicht um kulinarische Vorzüge oder Traditionsbewusstsein. Es geht um das Eingemachte, das Existentielle. Es geht für den Vater um das Überleben seines Kindes. Wir Eltern wissen, wie das ist, wenn das eigene Kind krank wird. Wie sehr man bereit ist, alles zu tun, damit das Kind wieder gesund wird. Der Glaube des Vaters setzt in Bewegung. Er verbeißt sich nicht in den Problemen. Der Vater macht sich auf den Weg zu Jesus.

Jesus macht es ihm aber nicht einfacher. Nein. Er hört sich den verzweifelten Vater an und sagt: ‚*Alle Dinge sind möglich, dem der da glaubt.*‘ – das klingt zuerst so, als sei der Glaube eine menschliche Fähigkeit. Wie ein Bodybilder,

der sich Muskeln antrainiert. Entweder du kannst das und steuerst kräftig dein Lebensschiff durch die Stürme des Alltags. Oder du beherrscht das eben nicht, dann – tja, dann glaubst du zu wenig oder nicht richtig. Leider wurde dieser Satz schon oft im Sinne eines Laborglaubens technisch gedeutet: je mehr Glaube im Glas, desto weniger Unglaube ... also mach erstens, zweitens, drittens das und das, dann wird das Glas voller und der Unglaube verschwindet. Und wenn etwas nicht eintrifft, wie du es gerne hättest, ja dann liegt das Problem wohl bei dir ... wie oft werden Menschen so im Namen des Glaubens unter Druck gesetzt, klein gemacht, enttäuscht und verletzt.

Doch so einfach, wie wir es gerne hätten, ist es nicht. Der Schrei des Vaters bleibt: *Ich glaube, hilf meinem Unglauben* – Ja von wegen „Ich kann das!“ Hier spricht, nein hier schreit einer, der gerade nicht mehr kann. Ihm ist der Boden unter den Füßen gezogen. Da geht's nicht um menschliches Können. Es geht um das Ausdrücken tiefster Not. Mich berührt diese Geschichte. Ich bin auch Vater. Ich habe eine Tochter. Und ich vermute, die allermeisten können dem Vater nachempfinden: wir wollen glauben, wir ringen um den Glauben! Und dann geschieht ein Unglück im engeren Umfeld und wir fragen uns: wie kann ich da glauben? Oder wir geraten selbst in eine Krise und sehen darin keine Chance und denken: wer hilft mir jetzt? Wir sehen das Elend der Welt, eine Katastrophe, Menschen, die unter Gewalt und Terror leiden und rufen: Gott, wo bist du denn?

Für den Unglauben spricht das Wissen, um all die Not in dieser Welt. Für den Glauben steht die Ahnung, dass da einer ist, der hilft. Glaube und Zweifel – das sind die beiden Pole, um die es hier geht. Zwischen beiden schwingt unser Leben hin und her, unendlich viel und unendlich heftig. Reiner Glaube und reiner Zweifel gibt es nur in der Theorie. Die Praxis, das Leben, zeigt eine Mischung von Glauben und Zweifel.

Erstaunlich, dass der Vater diese Not durchhält. Er ringt um den Glauben. Er sagt ja gerade nicht: "Ich will von diesem Gott nichts mehr hören, der mir das antut." Er sagt nicht: "Lasst mich in Ruhe mit euren schönen religiösen Reden! Ich merke nichts von Eurem liebenden Gott!" Dabei wäre es nachvollziehbar, wenn er die Türe zuschlagen würde und sagen würde: das wars. Es wäre aber nicht mehr das Neben- und Ineinander von Glauben und Unglaube. Es wäre der Triumph des Unglaubens über den Glauben. Der Vater hält die Türe halb offen, nicht speerangelweit und ganz. Einfach halb. So wenig er seinen Unglauben einfach durch seinen Glauben abschütteln kann, so wenig lässt er seinen Unglauben über seinen Glauben triumphieren.

Ist das schon das erste Wunder dieser Geschichte? Der Glaube ist noch da und hat Vater und Sohn durch das lange Tal der Tränen getragen. Und er ist aller Anfechtung und Erschöpfung zum Trotz noch wirksam. Glaube hat also wenig mit menschlicher Kompetenz und Können zu tun. Glaube ist kein Besitz. Glaube ist etwas, das vielmehr immer wieder neu gewagt wird. Der Glaube ist

nichts Selbstverständliches. Ja, ist ein Wagnis. Schon der dänische Philosoph Sören Kierkegaard schrieb Anfang des 19. Jahrhunderts, dass der Glaube ein mutiger Sprung ins Ungewisse sei. Er lebt von der Hoffnung, dass Gott einen auffängt. Dies unterscheidet Glaube von Wissen: Es gibt keine absolute oder objektive Sicherheit. Glaube ist und bleibt ein Vertrauen auf einen Gott, der hält. Das war bei den Menschen im Neuen Testament so. Und ist bei uns heute noch so. Genau deshalb gehören Zweifel und Glauben auch zusammen, sind nicht trennbar. Sie sind quasi Zwillinge, die aneinandergebunden sind und sich gegenseitig bedingen. Glaube ohne Zweifel wäre Wissen. Wissen braucht kein Vertrauen und letztendlich keinen Gott. Aber Glaube meint vertrauen. Im griechischen Text wird das gleiche Wort (pistis) für Glaube und Vertrauen verwendet.

Glauben bedeutet, sich der grossen Güte des Lebens anzuvertrauen. Und das nicht nur einmal. Sondern immer und immer wieder, in jeder Lebensphase neu. Denn je älter wir werden, je mehr wir gesehen und gehört haben, desto mehr merken wir: unser Wissen ist nur ein kleiner Teil. In der modernen Wissens- und Informationsgesellschaft lebt jeder aus zweiter oder dritter Hand. Wir stützen uns in vielen Dingen auf das Wissen der anderen. Und das Wissen mehrt sich und verändert sich.

Es ist manchmal schon lustig, wie Wissen sich verändert. Zum Beispiel, wenn man liest, was Eltern mit Babies in den 1960er Jahren in den Spitälern empfohlen bekamen. Es gab sehr strikte und auf die Minuten genaue Besuchs- und Stillzeiten. Niemand, auch der Vater nicht, durfte sich beim Stillen im Gang oder im Zimmer befinden. Mütter durften keine Schokolade, Kirschen und Kokosnusskuchen essen. Wenn man diese Anleitung liest, lacht man und ist froh, dass man in einer anderen Zeit lebt. Andererseits spürt man die Sorge um die Gesundheit von Mutter und Kind. Die Leute damals vertrauten wie wir heute den neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft. Wissen hat also mit Vertrauen zu tun. Und in vielen Bereichen unseres Lebens können wir nicht mehr sein als gläubige Mitwisser.

In dieser Geschichte passiert das erstaunliche: Jesus heilt das Kind des Vaters, ohne dass der Vater seinen Zwiespalt von Glauben und Unglaube aufgibt. Gerade so als sei dieser Mann ein Paradebeispiel für den Glauben. Ein Glaube, der dazu steht, dass er Hilfe braucht und um Hilfe konkret bittet. Der Vater schämt sich nicht. Er steht dazu: ja, ich schleppe einen Rucksack mit mir herum. Eine Last, die ich nicht alleine tragen kann und bitte, dass sie mir abgenommen wird. Noch einmal: es lohnt sich, diese Sehnsucht wach zu behalten. Es ist die Einladung zu glauben, das Vertrauen auf Jesus zu wagen.

Wo ein Mensch um Hilfe ruft, da bleibt Gott nicht einfach auf Dauer stumm! Wobei soviel klar sein muss: wann und wie Gott auf einen solchen Hilferuf reagiert, können wir ihm nicht vorschreiben. Nein. Es braucht Geduld, manchmal auch die Einsicht, dass wir unseren Willen nicht so erfüllt bekommen, wie wir das gerne hätten. Manchmal wird unser Bild von Gott völlig auf den Kopf

gestellt. Wie dem Pfarrer, der einen Apfelbaum im Garten hat und der herrliche Apfel trägt. Die Kinder des Dorfes stehlen ständig die schönsten Exemplare. Im Zorn rammt der Pfarrer – ob katholisch oder evangelisch spielt keine Rolle – ein Schild in den Boden: „Gott sieht alles!“ Das ist der Angstgott, vor dem Leute sich immer wieder fürchten. Aber die Kinder sind noch nicht ver- bildet, denn sie schreiben darunter: „Aber Gott petzt nicht!“

Wie entlastend ist es, seinen Unglauben und seine Zweifel aussprechen zu dürfen. Nicht Angst haben zu müssen von einem Gott, der uns klein macht. Der Theologe Frederick Buechner schreibt: „Zweifel sind die Ameisen in der Hose des Glaubens; sie halten ihn wach und in Bewegung.“ Denn das Gegen- teil des Zweifels ist eine falsche Selbstsicherheit des Glaubens. Die führt zu Hochmut und Arroganz. Schon Martin Luther erkannte das und nannte es die falsche *securitas*. „*Gott wird dazu benutzt, um Sicherheit, Halt und Orientie- rung zu erlangen, und so wird die berechtigte Suche nach Gewissheit zu ei- nem Götzen.*“ Zweifel schützt mich vor plumper Besserwisserei und macht mich sensibler für die Begegnung mit Anderen.

Wenn ich in der Balance von Glauben und Unglaube lebe und mich geliebt weiß, steht es gut um mich. Dann weiß ich um meine innere Stärke. Habe Energie. Fühle mich zu Hause und am richtigen Platz in dieser Welt. Und ich möchte Liebe weitergeben. Ich kann einladen. Verzeihen. Schenken. Und ich weiß um das Getragensein. Wenn ich den Glauben »übe« – wenn ich feiere, bete, meditiere, singe –, verinnerliche ich diese Idee. Dass ich geliebt bin. Im- mer schon. Und für ewig. Ich bejahe Gottes Liebe. Ich mache mich fest an ihr. Bin ich dann nie »ungläubig«? Doch. Warum vertraue ich nicht immer? Warum habe ich trotzdem Angst? Warum ziehe ich die Liebe immer wieder in Zweifel? Ich ahne: Es liegt nicht an Gott, der Quelle. Sie ist immer da. Und immer zu- gänglich. Aber ich verstelle mir manchmal selbst den Weg dorthin. Ich lasse zu, dass andere Kräfte mich beeindrucken, einschüchtern, entmutigen, verun- sichern. Dann bekomme ich Angst. Und fange an, mich zu behaupten. Mich zu verteidigen, zu rechtfertigen, mich selbst zu schützen. Wenn ich Angst habe, zu kurz zu kommen, werde ich misstrauisch. Ich werde hart. Böse. Schlage um mich. Aber da ist sie wieder: die Einladung zu springen in den Glauben. *Ich glaube, hilf meinem Unglauben!* Es ist ein Hilferuf. Und es ist ein Ruf des Ver- trauens. Dieser Ruf hat die Kraft, jede und jeden von uns durch dieses Jahr zu tragen. Die Gnade unterbricht die Spirale der Angst. Das Vertrauen mischt sich ein. Lockt mich zurück. Die Liebe rettet mich. Glaube wird geübt, nicht ge- konnt. Die Seele immer wieder vertraut zu machen mit dem Geheimnis, das uns heilt. Wenn diese Idee die Tiefe meiner Seele erreicht, erlebe ich Frieden. Und dann kann ich wieder mutig sein. Wie es der Glaube bewirkt: begeistert und beherzt.

Amen